

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 31: Sondernummer : Unsere Kinder

Artikel: Die Familie, der magische Kreis des Kindes
Autor: Zulliger, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645211>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Familie, der magische Kreis des Kindes

Der nachfolgende Bericht über einen Erziehungsberatungsfall mag zeigen, wie sehr verwickelt oft die Verhältnisse innerhalb einer Familie liegen, wo ein Kind asoziale Züge aufweist, und welche ökonomisch wichtige Rolle das Kind und dessen Asozialität für den Zusammenhalt des Familienverbandes spielt:

Ein Vater, von selbständigem Beruf und in äusserlich sehr guten Verhältnissen, sucht die Erziehungshilfe auf wegen seines 14jährigen älteren Kindes, eines Knaben, den wir Emil nennen wollen. Der Bub wurde je länger desto merkwürdiger, und die Angehörigen machten sich seinetwegen die allergrössten Sorgen. Er besucht die Bezirksschule, in die er seinerzeit ohne Aufnahmeprüfung hat eintreten können. In der letzten Zeit geht die Leistungen Emils in erschreckender Weise zurück. Nicht, dass er sich weniger als früher befeissigte, im Gegenteil; aber er bringt seine Arbeiten nie fertig, er korrigiert unsinnig viel und lang daran herum; sie sind ihm nie gut genug, er verschlimmbessert sie, und sie bleiben Fragment. Ferner meldet er sich nie mehr zum Wort, obschon er am Unterricht aufmerksam Anteil zu nehmen scheint; die Lehrer sind in der Ansicht, das Sichnichtmelden habe Unsicherheit, Bedenklichkeit und Angst, sich mit einer falschen oder auch nur halbhatzig richtigen Antwort zu blamieren, zum Grunde. Ausserdem klagt der Schulvorsteher, Emil sei ein Eigenbrötler und Streithahn geworden. Er besitzt keinen Freund, und mit seinen Schulkameraden verzinkt er sich fast tagtäglich auf dem Schulweg, oft auch während der Pausen. Zu Hause, berichtet der Vater, verzieht sich Emil am liebsten in sein Zimmer und brütet über Schulaufgaben. Dabei bleibt er bei den Anfängen stecken. Ueberall liegen Zettel mit Notizen in grösster Unordnung herum, und der Bub kann wütend werden, wenn jemand sie ordnet. Abends bringt man Emil nie zu Bett. Er will bis Mitternacht und länger über seinen Büchern und Heften, Auszügen, Bleistiftzetteln und Korrekturen sitzen. Drängt man ihn, Schluss zu machen, gibt es eine Szene: Emil weint heftig und unglücklich, schreit, man sei zu Hause daran schuld, dass er weniger leiste, weil man ihm die nötige Zeit zum sorgfältigen Aufgabemachen nicht gönne. Gegenüber dem um ein Jahr jüngeren Schwesterchen ist er aufsässig und grob. Bei den spärlichen Gelegenheiten, während derer sich die Kinder sehen — etwa bei Essenszeiten —, entstehen regelmässig heftige Diskussionen zwischen den beiden, so dass die Angehörigen einschreiten müssen. Dann kommt der Bub oft zu wahren Tobsuchtsanfällen, er wirft den Löffel oder Teller auf den Fussboden, läuft davon und schliesst sich in sein Zimmer ein.

Die Familie fürchtet um Emils seelische Gesundheit. Ein Grossonkel auf der Mutterseite war einer Geisteskrankheit wegen eine Zeitlang in einer Pflegeanstalt interniert. Man hält für möglich, der Bub könnte „auf dem Vererbungswege“ etwas abgekriegt haben und stehe im Begriffe, auch geisteskrank zu werden. Im Verlaufe des Gespräches zwischen Vater und Erziehungshelfer zeigt sich, dass diese Befürchtung der Hauptgrund ist, weshalb sich die Familie entschloss, Rat zu suchen. Warum man denn nicht gerade einen Psychiater zu Rate ziehe, will der Helfer wissen. Das wolle man vermeiden, um den Buben nicht zu erschrecken. Ausserdem behauptete der Hausarzt, eine Geisteskrankheit komme bei Emil nicht in Frage. Es handle sich vielmehr um eine charakterliche Fehlentwicklung, die durch besondere Erziehungsmaßnahmen behoben werden müsse. Der Erziehungshelfer entschliesst sich, den Vater nicht abzuweisen, er könne später immer noch darauf dringen, dass ein Psychiater

oder Neurologe aufgesucht werde, wenn es angezeigt erscheine. Er will erst einmal den Buben ansehen, um sich selber ein Bild über ihn zu machen — und um das Bild, das der Vater gezeichnet hat, zu ergänzen. Er spricht mit dem Hausarzt, vollzieht mit Emil verschiedene seelenkundliche Experimente, die Anhaltspunkte für die Charakterentwicklung des Knaben ergeben können, und er macht bei der Fabrikantenfamilie etliche Besuche, um sich über bestimmte Zusammenhänge aus eigener Anschauung zu orientieren. Zur Familie gehören:

1. Der Vater, der als tyrannisch und pedantisch gilt, was der Hausarzt bestätigt, indem er sich über Emil u. a. folgendermassen äussert: „Der Bub ist geistig nicht anormal, er zeigt nur in verstärktem Masse und gleichsam in einer Verzerrung all die Eigenschaften, die am Vater zu beobachten sind. Auch dieser will alles sehr exakt machen und kommt nicht leicht zu Entschlüssen. Wo er auf Widerstand stösst, ist nicht gut mit ihm Kirschen zu essen!“

2. Die Mutter, eine etwas nervöse und überarbeitete Hausfrau. Sie macht sich aus einem bestimmten Ehrgeiz zur Pflicht, die vielen Hausarbeiten ohne die Hilfe eines Mädchens zu besorgen. Trotzdem ist im Hause alles peinlich geordnet und sauber.

3. Ein Grossvater, Vater des Vaters. Er ist stolz auf seinen Sohn, der es zu einer angesehenen Stellung im Leben gebracht hat, aber auch auf die im Hause weilende Tochter, eine Frau mit intellektuellem Beruf. Die Schwiegertochter scheint er mehr zu dulden, als gern zu haben. Er spricht mit einer gewissen duldsamen Ueberlegenheit über sie, bemüht, ihre Verdienste ums Haus anzuerkennen. Er ist rüstig und für sein Alter ziemlich temperamentvoll.

4. Die unverheiratete Schwester des Vaters, die Intellektuelle. Sie tritt selbstbewusst auf, besonders gegenüber der einfachen Hausfrau. Man merkt sofort latente Spannungen zwischen beiden. Die Mutter gesteht seufzend, sie sei „nicht so gebildet“ wie ihre Schwägerin.

Sie war es, die die Familie mit der Vermutung alarmierte, Emil könnte von der Mutterseite her mit einer Geisteskrankheit belastet sein.

5. Das Schwesterchen Emils, ein hübscher, aufgeweckter, lebhafter Fratz, der weiss, wer er ist und was er für die Familie bedeutet. Sein Vorwitz wird ohne Widerspruch geduldet. Das Mädchen spielt eine Art Prinzessinnenrolle, wird Emil als Musterkind vor Augen gehalten und verteidigt, wenn es mit dem Buben streitet. Ihm ergeht es in der Schule sehr leicht. Es ist auch dort, wie in der Familie, bevorzugt.

6. Emil, ein in die Länge geschossener, blasser, etwas vornübergebeugter Bub, viel weniger hübsch als sein Schwesterchen. Unausgeglichen in seiner Gefühlswelt, trägt er eine Duldermiene zur Schau und zeigt sich entweder misstrauisch-zurückhaltend, oder dann heftig-impulsiv.

Die ganze Familie erweckt den Eindruck, dass arge Spannungen auch zwischen den Erwachsenen, nicht nur bei den Kindern, bestehen. In einem Punkte geht sie einig: sämtliche Mitglieder „doktern“ wohlwollend an dem Buben herum; die Aggressivität aller trifft ihn in der Maske der Sorge. Er wirkt wie ein Polarisator der Gefühle aller und ist der Zusammenhalt der Familie. Wäre er nicht vorhanden, oder lenkte er durch seine Schwierigkeiten nicht die gespannte Angriffslust seiner Hausgenossen in Form pädagogischer Bemühungen auf sein Haupt, müsste unter den Erwachsenen, besonders zwischen der Mutter und ihrer Schwägerin offener Streit ausbrechen.

Die beständige Gereiztheit wird abgedämpft als Besorgtheit und auf den „missratenen“ Emil gerichtet. Sich um ihn zu sorgen, erspart den Familienmitgliedern die Auseinandersetzung sich selber gegenüber.

Der Erziehungshelfer ist der Ansicht, für den Buben müsse etwas getan werden, selbst auf die Gefahr hin, dass es nachher in der Familie zu offenen Divergenzen komme. Er sucht zunächst die Eltern zu überreden, dass sie dem Urteil des Hausarztes über ihren Sohn trauen: der Bub sei nicht geisteskrank, die psychologischen Experimente hätten keinen noch so leisen Verdacht daraufhin erlaubt. Dann sucht er die Eltern für eine Milieuversetzung Emils zu gewinnen. Er kann ihnen nicht klarlegen, welche Rolle der Bub im Familienverband spielt —, dass die Familie ihn durch ihr Verhalten zur Abwegigkeit geradezu zwingt —, und dass er Emil vor allem aus dem Bereiche der auf ihn gerichteten Angriffslust (Aggression) der Familie entfernen will. Dies kann er schon darum nicht tun, weil die Angehörigen in der Regel blind sind für solche Einsicht; ausserdem darf er es nicht tun, weil diesbezügliche Ausführungen als Anmassung taxiert würden und darum schädeten —, die Aufgabe des Helfers ist, dem Buben zu helfen, er muss darnach trachten, dies auf eine Weise zu tun, ohne sich selber zu exponieren und durch unvorsichtiges Eingreifen auszuschalten. So sieht er sich gezwungen, allerlei mehr oberflächliche, aber trotzdem nicht unstichhaltige Argumente ins Feld zu führen, um die Umweltversetzung Emils als notwendig zu begründen. Er schlägt eine Unterbringung in ein Landerziehungsheim vor. Dort ist der Lernbetrieb anders als in der Staatsschule eingerichtet —, er kann dem Wesen des Buben leichter angepasst werden; es sei von Vorteil, die Geschwister für eine längere Zeit zu trennen, damit die Streitereien zwischen ihnen aufhören; für die vielbeschäftigten erwachsenen Familienmitglieder bedeute die Einweisung des Buben eine Erleichterung. Ausserdem sei Emil mit der Versetzung einverstanden, weil er selber einsehe, dass es in der gewohnten Art nicht weitergehen könne. Die Eltern lassen sich leicht für die vorgeschlagene Massnahme gewinnen, und jedermann scheint mit der Lösung zufrieden zu sein.

Und nun kommt das Merkwürdige: ausgerechnet am dem Morgen, da Emil abreisen sollte, entsteht wegen einer kleinen Bemerkung seitens der Tante zwischen Emil und seinem Schwesterehen einer der gewohnten Streite. Die Erwachsenen mischen sich ein. Der Bub tobt — und jetzt entschliesst sich der Vater ganz plötzlich, die Sache mit dem Landerziehungsheim aufzugeben und einen Psychiater aufzusuchen. Grund: Der Bub hat mit Selbstmord gedroht.

Dem Arzte wird der Zustand des Sohnes auf eine Weise geschildert, dass die sofortige Inangriffnahme einer psychotherapeutischen Kur angezeigt erscheint. Sie wird begonnen. Es zeigen sich bald Anfangserfolge: der Bub, von der Kur offenbar von seinen Pedanterien abgelenkt, wagt es, sich um die Schulaufgaben weniger als vorher zu kümmern und sie weniger „vollkommen“ abzugeben; er beherrscht sich auch viel besser gegenüber dem Schwesterehen — denn er kann jetzt ja anderswo austoben. Aber nach drei Monaten Behandlungsdauer unterbricht der Vater die Kur. Er findet die Erfolge den Kosten gegenüber zu gering und behauptet, Emil habe seit Wochen keinerlei Fortschritte in seinem Verhalten gemacht. Auch hätten sich „Rückfälle“ gezeigt —, es seien neue Streitereien zwischen Emil und dem Schwesterehen entbrannt. Der Vater ist überzeugt, dass weder der Psychiater, noch der Erziehungshelfer etwas taugen. Und alles bleibt beim alten.

Das Beispiel zeigt, wie sehr ineinander verkoppelt die sozialen Erscheinungen eines Kindes mit der gesamten Familienkonstellation sein können — wie sowohl das Kind, wie auch seine Angehörigen daraus einen ganz bestimmten, wenn auch ihnen nicht bewussten „Gewinn“ ziehen —

und wie beide Parteien das grösste Interesse daran haben, dass am Zustand nichts geändert wird.

Emil ist durch seine Abwegigkeit im Kampfe gegenüber dem bevorzugten Schwesterehen zum Mittelpunkt der Familie geworden; die Familie aber wird durch die Sorge um den Sohn zusammengehalten. Kommt der Bub weg, oder gelingt der psychotherapeutischen Kur, ihn zu gesunden, alsdann kann er seine Rolle als Mittelpunkt der Familie nicht weiterspielen, und die Familie fällt auseinander, weil das, was sie zusammenkittet, weggefallen ist. Darum ist es für den Kundigen nicht von ungefähr, dass am Abreisemorgen der „Tobsuchtsanfall“ des Buben provoziert, und dass die begonnene Kur vorzeitig unterbrochen wird. Alle Beteiligten in der Familie verfolgen unbewusst den einen Plan: es darf nichts verändert werden im Rollenverhältnis der Familienglieder, weil die asozialen Erscheinungen bei Emil das kleinere Übel sind als der Streit zwischen den übrigen —, ein Streit aller gegen alle, der zum Ausbruch kommen müsste, sobald das Spiel um Emil aus wäre. Um den Zusammenhalt der Familie zu gewährleisten, ist der „fehlgeratene“ Bub nötig. Mit seiner Hilfe lenken sich die übrigen Familienglieder von sich selber ab; die Sorge um den Buben überschattet alles und zehrt die Kräfte auf, die sonst an anderer Stelle zur Explosion kommen müssten. Die hintergründigen Ursachen des Spiels werden von all den Mitbeteiligten nicht erkannt. Sie sind „unbewusst“, aber deswegen nicht weniger vorhanden und wirksam. Wirksam wie ein magischer Kreis und Ablauf, dem keiner entrinnt.

Die einzelnen Züge, in denen sich die Besonderheit Emils äussert, sind gleichsam karikierte Kopien von Zügen seiner Mitspieler. Wir finden die Entschlussunfähigkeit des Vaters, dessen zähe Verbissenheit bei Widerspruch, die intellektuellen Minderwertigkeitsgefühle der Mutter, die gespannte Aggressionsbereitschaft der Tante und der Schwester. Die Sucht, nicht fertig zu werden bei Schulaufgaben, entspricht der mütterlichen Bemühung um Ordnung und Reinlichkeit: die Mutter wird damit auch nie fertig. Zudem will der Bub auch alles „ordnen“ mit seinen Zetteln und Auszügen, und er ordnet auf eine Weise, dass in den Augen der anderen eine Unordnung entsteht — die „Ordnung“ wird ad absurdum geführt. All diese Erscheinungen sind an und für sich eigentlich unwesentlich, wenn auch wieder nicht zufällig. Aber es handelt sich nur um „Symptome“, nicht um die „Krankheit“ selbst. Deren Begründung mag in erbten Anlagen liegen —, wir können ja an den Eltern Wesenszüge beobachten, die mit denen Emils übereinstimmen —, vielmehr aber im „Milieu“. Man könnte sagen: In einem andersgearteten Milieu wären die erbten Anlagen nicht in solchem Masse in Erscheinung getreten oder gar völlig unwirksam geblieben. Das Milieu hat die Anlagen genährt, entfaltet, gesteigert. Das Beispiel zeigt, was für eine bedeutende Rolle die Familie für das

Zelte

Feldbetten

Bade- und

Touristenartikel

im Sporthaus **Hans Bigler**

Christoffelgasse 5

Telephon 3 66 77

Kind spielt. Wir merken ihre Wirkung meist kaum. Sobald es sich jedoch um „missratene“ und fehlentwickelte Kinder handelt, können wir sie so deutlich merken wie im Falle Emils.

Es erhebt sich die Frage, ob dann, wenn ein Kind aus verhältnismässig „normalen“ Erbbedingungen asoziale oder, sonstwie merkwürdige und abwegige Wesenszüge aufweist, immer die Familienverhältnisse schuld seien. Man darf nicht verallgemeinern, muss jedoch eingestehen, dass es oft so ist. Merkmal für eine solche Begründung sind die scheinbar zufälligen, „teuflischen“ und im richtigen Augenblick eintretenden Zwischenfälle, die alle Eingriffe durchkreuzen und die „alte Situation“ immer wiederherstellen, so wie wir es bei Emil gesehen haben. Sie dienen dem Zweck, dass nichts am „Gleichgewicht“ der Familienkonstellation geändert werde. Denn sonst müsste die Familie sich umorganisieren und könnte dabei in Brüche

gehen. Eine Aenderung bedingte eine Neuverteilung der Rollen der einzelnen Glieder, neue Stellungnahmen und Entscheidungen — und nichts ist so konservativ wie eine eingewohnte Familientradition. So schlecht sie sein mag, man fühlt sich trotzdem sicherer darin als vor etwas Neuem, von dem man nicht wissen kann, wie es sein würde.

Wo sich die Situation dermassen zugespitzt hat, wie im dargestellten Falle, nützen die sonst oft segensreichen Massnahmen und Fingerzeige der Erziehungsberatungsstellen in der Regel nichts, weil sie nicht wirksam werden können. Ihre Ratschläge werden falsch verstanden und falsch durchgeführt, oder unterlassen, weil die Eltern nicht imstande sind, sie zu befolgen. Instinktiv wehren sich alle Familienglieder dagegen, dass jemand ihren magischen Kreis sprengt, lieber nimmt man die Last eines „missratenen“ und „schwierigen“ Kindes in Kauf.

Hans Zulliger.

HANNELI

von Beat Valet.

Als Hanneli uns „offeriert“ wurde, hatte es vorübergehend Unterkunft bei der Vorstandsdame eines Kinderfürsorgevereins gefunden. Vorher war es acht Monate lang der „Sonnenschein“ in einer Professorsfamilie gewesen.

Verwunderlich zwar, dieser Sonnenschein! Denn ehe Hanneli zu Professors kam, war es eine stetige, brand-schwarze Wolke am zweiten Eehimmel seines Vaters.

Wir lasen von Hanneli in der Zeitung. Es war an einem langen Abend. An einem einsamen, leeren Abend, wo man nicht über die Zeitungslektüre hinauskommt, und wo man anfängt Inserate zu lesen.

Aus fetter Umrandung stach die Anzeige in die Augen:

Vierjähriges liebes, hübsches
Mädchen
wird bei rechtshaffenen Leuten
für ständig zu placieren gesucht!

Wir lasen es beide, aber wir taten nicht dergleichen und sprachen über den Inhalt der anstossenden Druckzeilen.

Vielleicht hatten wir uns über so ein heimatsuchendes Geschöpflein nichts mehr zu sagen, weil wir den Fall schon zu oft zerpfückten!

Am andern Morgen schrieben wir. Und nach wenig Tagen wurde uns Antwort.

Aus dem von Liebe und Barmherzigkeit diktierten, aber überaus ehrlichen Brief sprachen neben warmer, fürsorgender Empfehlung auch die nackten Tatsachen:

Es ist intelligenter Leute Kind. Seiner Mutter, Tochter geachteter Eltern, ist sittlich nichts nachzusagen. Aber sie ist schaffensträge und hat kein Herz im Leibe. Sie vernachlässigte das Hauswesen und ihr Einziggeborenes, und als es zur Scheidung kam, wurde Hanneli „ihm“ zugesprochen. Die Mutter wurde ihrer Last gerne ledig, und der Vater litt auch nicht lange unter seelischem Schmerz. Pressiert suchte er ein neues Glück.

Die zweite Ehe krankte von Anfang an. Daran trug das Stiefkind schuld.

So lange die Flitterwochenzärtlichkeit des Paares dauerte, gehörte das hübsche, kleine Mädchen mit zum Glück. Dann aber stand es bald im Mittelpunkt von Meinungszwisten. Das eine drechselte am Kinde, ohne

Liebe und ohne dulddvolle Nachsicht; das andere zerbrach die Rute und züchtete im Verstohlenen ein Zuckermaul.

Dieses Missverhältnis entwickelte sich ganz zum Bösen, als ein Brüderchen in der Wiege lag. Da galt der jungen Mutter nur noch das eigene Kind, und Hanneli stand als Fremdling erst recht im Wege.

Vielleicht begannen jetzt auch Regungen im kleinen, unverwöhnten Herzchen, die sich nach Mutterliebe sehnten. Unbewusst wohl und genährt durch Eifersucht auf Liebkosungen, die hier verschwendet und dort vorenthalten wurden!

Der Vater fing an, die Partie aufzugeben, denn er wollte einen zweiten Zusammenbruch seiner Ehe verhüten. Er opferte das Kind seiner ersten Liebe und machte einen Bogen um die Prügelsszenen in seinem Hause.

Gewohnheit und Gewissen gehen gerne Hand in Hand. Und der Selbstbetrug läuft hinten nach.

Was wollten sich vier Hände mit Erziehung mühen, wo doch Wucht genug in zweien lag? ... Jetzt war ja auch ein Stammhalter da, den man nicht verwecheln wollte, und dem die Mutter verdiente Schläge sicher einmal mit gleicher Elle messen würde wie heute dem Stiefkinde! Schliesslich rottete man mit ein bisschen straffer Erziehung wohl auch böse Keime bei dem Kinde einer davongelaufenen Mutter aus und tat also noch ein gesegnetes Werk!

Die „bösen Keime“ mussten bei Hanneli tief sitzen. Es kam ein Tag, da fremde Leute der lärmenden Züchtungsweise nicht mehr zusehen und zuhören konnten und der „Kinderschutz“ in die Elternrechte eingreifen musste.

Gute, verständige Menschen rechteten mit dem Vater... dringlich fordernd und auch wieder zurendend. Es entstand ein Kompromiss, wonach das kleine Mädchen mit Leib und Seele, mit Versorgungspflichten und Adoptivrechten Inventarstück eines Kinderfürsorgevereins wurde. Und damit begann für das kaum dreijährige Hanneli die Laufbahn in der Fremde...

Die Professorsleute, denen der Verein das zarte Pflänzlein ins Haus gab, hatten die redliche Absicht, es neben ihrem Buben gross zu ziehen und ihm eine bleibende Heimat zu bieten.

Der Setzling wurzelte auch schon lustig in die offenen Herzen hinein. Blühte bald als Röslein auf und verbreitete frohe Stimmung rund um sich. Das Kind schien endlich ein Glück gefunden zu haben — doch das Geschick wollte es anders.

Die Pflegemutter erkrankte schwer. Unversehens hatte sich ein altes Leiden, das man überwunden glaubte, ja